

Gossner

INFO

INDIEN

Mit 19 Jahren
in die Ferne

NEPAL

Erst 12 – und
schon ein kleiner Held

SAMBIA

7 Jahre im Kampf
gegen die Armut

Martha
Kindergarten

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

ich hoffe, Sie haben schöne Sommerwochen verlebt. Viele von Ihnen sind sicherlich auf Reisen gegangen; wenige Tage oder mehrere Wochen, in den Schrebergarten vor der Stadt oder zu weit entfernten Küsten aufgebrochen. Und: Haben Sie bereits ein wenig Wehmut verspürt, schon als Sie das Haus verließen? Das geht vielen so.

Um so beeindruckender ist es, wenn junge Menschen, kaum dass sie die Schule hinter sich gelassen haben, für ein ganzes Jahr in die Ferne aufbrechen. Freunde, Familie, Vertrautes hinter sich lassen, um sich zu engagieren. Die Gossner Mission entsendet nun erstmals einen jungen Freiwilligen zur Gossner Kirche: Johannes Heymann, 19, wird dort im Martha-Kindergarten und bei Musikprojekten mitwirken. Obwohl er intensiv vorbereitet wurde, wird sicherlich manch schwierige Situation nicht ausbleiben. Wir freuen uns, dass Johannes sich trotzdem für diesen Weg entschieden hat und werden ihn in Gedanken und im Gebet begleiten.

Während der 19-Jährige unser erster Indien-Freiwilliger ist, profitieren wir in Sambia seit einigen Jahren vom Einsatz junger Volontäre, die von kooperierenden Organisationen in unsere Projekte entsandt wurden. Dass solche Einsätze zwar segensreich sein können, aber vor Ort auch viel Geduld und Einfühlungsvermögen verlangen, das beschreibt Betreuerin Katja Gruber in ihrem Beitrag.

Apropos segensreich: Auch Dr. Elke Mascher war wieder auf Reisen, natürlich in Nepal. Und segensreich war auch die Arbeit der Missionare Ottow und Geißler vor 150 Jahren auf Neuguinea, ebenso wie die der Krankenbesuchsvereine vor 175 Jahren in Berlin.

Neugierig geworden? Dann wünsche ich Ihnen spannende Lektüre,
Ihre

Jutta Klimmt



INDIEN

Erster Gossner-Freiwilliger: Johannes Heymann	6
Landrechte der Adivasi: Zukunft grau in grau	9

NEPAL

Chaurjahari: Ein kleiner Held	12
-------------------------------	----

SAMBIA

Weltwärts: Brücken bauen	14
Barbara Stehl blickt auf 7 Jahre zurück	18
Naluyanda: Vom Brunnen zur Schule	20

DEUTSCHLAND

175 Jahre Elisabeth Klinik	24
----------------------------	----



WEST-PAPUA

Missionar Ottow bei den Papuas: Menschenwürde vermittelt	26
Papua heute: Mit dem Tod bedroht	28

EDITORIAL	2
ANDACHT	3
IDEEN & AKTIONEN	4, 22
ZUGUTERLETZT	30
IMPRESSUM	31
PROJEKT	32

Jesus Christus spricht: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

(2 Kor 12,9)

Es gibt ein Lied, das viele von uns kennen, im Englischen heißt es „Amazing grace“, in der Übersetzung so viel wie „O Wunder der Barmherzigkeit“. Darin geht es um das Wunder der Gnade; darum, dass Gott mich gesucht und gefunden hat, dass er mich Blinden für seine Wunder sehend gemacht hat.

Dieses und ähnliche Lieder hört man immer wieder in Sambia; sie kommen von vielen Lippen. Etwa früh am Morgen, wenn die Sonne aufgeht und die Frauen zum Markt eilen, um ihr Gemüse zu verkaufen. Bei anderen, wenn sie sich an den Straßenrand setzen, um Steine zu zerkleinern. Bei Männern, alten wie jungen, die durch die Straßen wandern auf der Suche nach Arbeit oder nach Kunden für ihre Produkte. Aus den Mündern der Kinder, die mit glühenden Gesichtern, spielend und lachend, durch die Gegend toben. All dies sind Beispiele von sambischen Menschen, die Gott kennen – und bekennen, dass seine Gnade in ihrer Schwachheit wirksam ist. In einer Schwachheit, die nicht ein Mangel an Lebenskraft ist, allenfalls ein Mangel an Lebenshoffnung. Ihre Schwachheit besteht aus Leid und Enttäuschung.

Gottes Gnade ist ausreichend in aller Schwachheit, das ist das Thema der Jahreslosung aus dem 2. Brief des Apostels Paulus an die Korinther. Wir reden von Gottes Gnade in zweifacher Hinsicht, zum einen als Gottes Zuwendung zu unserer Errettung, zum anderen als Kraftquelle, die uns fürs Leben stärkt.

Gnade ist zunächst einmal etwas gänzlich Unverdientes. Wir waren und sind Sünder, d.h. wir sind weit entfernt von Gott. Doch Gott sucht uns, weil er uns liebt. Gottes Liebe wurde deutlich in Jesus, der aus Liebe sogar den Tod auf sich nahm. Gnade meint dann aber auch Gottes Kraft, die uns dadurch zuteil wird, dass wir Christus immer ähnlicher werden. Das meint es ja, wenn wir sagen: wir sind Kinder Gottes, wir leben ein christliches Leben. Wir leben ein Leben wie Christus. Oder: Christus lebt in uns und damit seine Kraft.

Die Bembas im Norden Sambias haben ein Sprichwort, das besagt: „Ein Kind ist wie ein

Beil. Es kann dich verletzen, aber du nimmst es doch immer wieder an die Hand.“ Dahinter steckt die Einsicht, dass, egal wie groß der Schmerz oder die Enttäuschung sein mögen, die ein Kind uns beschert, es doch immer unser Kind bleiben wird. Eltern schaffen Raum, in dem sich die Liebe entfalten kann. So schafft Gottes Gnade Raum, egal wie wir uns verhalten. Die Gnade Gottes ist frei für jeden, sie spricht frei und eröffnet neues Leben.

Gottes Gnade fließt in unser Leben ein, wenn wir danach trachten, mit ihm und in seiner Gegenwart zu bleiben. Dabei ist ein solches Leben keineswegs abhängig von unserer Intelligenz oder Weisheit. Das lehren uns all die Menschen, die uns im Hebräerbrief im 11. Kapitel vor Augen gestellt werden als solche, die vor uns geglaubt haben. Und auch die, die dort nicht erwähnt werden, etwa der kleine Junge, der Jesus die fünf Brote und zwei Fische reicht, aus denen Jesus dann die vielen speist, auch er ist in aller Schwachheit ein Glaubender.

Gottes Gnade wird in unserem Leben kräftig, wenn wir sein Wort in uns leben lassen. Wenn wir dieses Wort meditieren, wenn wir es betend betrachten und die Gemeinschaft mit anderen Glaubenden pflegen, dann werden wir allmählich Christus ähnlicher, umgestaltet in ihn. Unser Leben verändert sich und strahlt aus. In aller Schwachheit.

Reverend **Alice Mulenga** ist Pfarrerin der „United Church of Zambia“ und Leiterin des Referates für Gemeinwesenarbeit



IDEEN & AKTIONEN

— AKTION NEPAL-BABYS

Viertklässler sammelten 2681 Kilo Papier

In sieben Monaten 2681 Kilo Altpapier gesammelt und damit **312 Euro** „erwirtschaftet“: Das ist eine Leistung, auf die die vier vierten Klassen der **Europaschule in Falkensee** (Brandenburg) mit Recht stolz sein können. Mit der Spende unterstützen sie das **Missionshospital Chaurjahari in Nepal**.

Die 66 Schüler/innen hatten von November bis zu den Sommerferien Zeitungen, Kataloge und Broschüren gesammelt und mit zur Schule gebracht. Für jeweils ein Kilogramm Altpapier gab's sieben Cent vom Altstoff-Händler. Und der Schulpfarrer, Initiator der Aktion, hatte zugesagt, für jeden erwirtschafteten Euro noch mal 50 Cent draufzulegen.



Foto: Elke Mascher

Die Motivation für die Neun- und Zehnjährigen war also groß. „Wir haben im Religionsunterricht über die große Armut in vielen Ländern dieser Erde gesprochen und wollten helfen“, erläutert ein Viertklässler. Die Kinder sollten aber nicht einfach etwas von ihrem Taschengeld ab-



zucken, sondern selbst aktiv werden. „Das Ergebnis hat mich selbst überrascht“, freut sich der Pfarrer.

Die Spende geht nach Nepal. Hier hat **Dr. Elke Mascher** im vergangenen Jahr am Missionshospital Chaurjahari (s. Seite 12) eine Aktion ins Leben gerufen: Jedes Neugeborene, das im Hospital zur Welt kommt, erhält ein fünfteiliges **Kleidungs-Set** Denn: „In ihrer großen Armut packen die Eltern die Neugeborenen normalerweise in eine alte Wolldecke, die sie von zu Hause mitbringen. Das führt zu Hautproblemen und Krankheiten. Kaum auf der Welt, kämpfen die Babys schon um ihre Gesundheit“, betont die Ärztin, die sich in einem langen Brief bei den Viertklässlern für ihre Hilfe bedankt hat. Übrigens: Jedes Baby-Set wird vor Ort genäht und kostet umgerechnet fünf Euro, so dass nun dank der Hilfe aus Falkensee 62 Babys in Nepal einen guten und gesunden Start ins Leben haben.

— LESERBRIEF

Zuguterletzt oder Zuallererst?

Zuguterletzt – unter dieser Rubrik findet sich in der Gossner-Info 2/2012 das „**Gossnerlied**“. Doch anders als dort zitiert heißt es bei Johannes E. Goßner im Jahr 1825 in der dritten Stoppe: „Amen.Amen.Amen. / Ehre sei dem Namen / unsers Herren Jesus Christ, / der der Erst' und Letzte ist“ . Erst später tauchen Varianten auf: „... Lobet all den Namen“ oder auch: „... denn er segnet ja so gern“. Möglicherweise ist auch diese Variante von Goßner selbst, der gern mit Nach- und Neudichtungen vor die Gemeinden trat. Weit verbreitet hat sich dieser Text durch Kindergottesdienste, die Goßners Nachfolger Prochnow förderte. Das Kuratorium der Gossner Mission und die indische Gossner Kirche aber singen die Ursprungsversion (nach Hebräer 13,7.8). Sie tun das gelegentlich und zuguterletzt und zuallererst.

Dr. Klaus Roeber, Kurator der Gossner Mission

— DANKE! DANKE! DANKE!

Frauen in Sambia freuen sich über Fahrräder

DAS HAT
IHRE SPENDE
BEWIRKT!

Ganz herzlichen Dank allen Spenderinnen und Spendern, die das Projekt der letzten Ausgabe unserer Zeitschrift unterstützt haben: Bis zum 31. Juli sind **2700 Euro** unter dem Stichwort „Fahrrad“ eingegangen, so dass sich das **Frauen-Netzwerk Naluyanda** und die **Diakoninnen der „United Church of Zambia“** über neue Räder freuen können. Fahrräder sind dringend nötig, denn die Wege in Sambia sind weit und beschwerlich, so dass die Frauen oftmals viel Zeit und Kraft verlieren, wenn sie zu Fuß Patienten besuchen, sich zu Besprechungen treffen, Feldfrüchte zum Markt bringen wollen etc. So unterstützt Ihre Spende die Frauen in Sambia in ihrem Engagement für andere. Danke!



Foto: Eva Schindling

Gossnerweg

— MISSIONSFEST

Begegnungen im Gossner-Weg

Das viertägige, traditionelle Minden-Ravensberger Missionsfest in Bieren (bei Bünde/Westfalen) durfte in diesem Jahr von der Gossner Mission bestritten werden. Neben Gossner-Kurator **Michael Heß** aus Westfalen war es vor allem **Direktor Dr. Ulrich Schöntube**, der ein umfangreiches Programm an den vier Tagen zu absolvieren hatte. Gottesdienste, Vorträge, aber auch indisches Essen standen auf dem Programm. Und natürlich nutzten die Besucher/innen aus Berlin und Indien die Gelegenheit zu mancher Begegnung – und zum Besuch im Gossner-Kindergarten, der in Westkilver im Gossner-Weg zu finden ist. Die Namensgebung zeigt, dass die Gossner Mission auch in Westfalen schon lange zu Hause ist... Die Kommunen und Kirchengemeinden der Region – Westkilver, Bieren, Rödinghausen – sind sehr daran interessiert, die Kontakte aufzufrischen und denken über einen Besuch bei der Gossner Kirche in Indien im kommenden Jahr nach.



Und tschüß: INDIEN wartet

**Erster Freiwilliger der Gossner Mission:
Johannes Heymann reist für ein Jahr aus**

Text: JUTTA KLIMMT

Indien war immer das „Sehnsuchtsland“ der ganzen Familie. Aber er selbst ist über die Grenzen Europas noch nie hinausgekommen. Das wird sich nun ändern – und zwar mit Macht: Johannes Heymann, 19, wird als erster Freiwilliger der Gossner Mission nach Indien entsandt. Und das gleich für ein ganzes Jahr.

Johannes Heymann verabschiedet sich von anderen jungen Freiwilligen auf dem Bahnhof Berlin-Zoo. (Fotos: Gerd Herzog)



Autorin **Jutta Klimmt** ist Presse- und Öffentlichkeitsreferentin.

Wir treffen uns um neun in der Gossner-Dienststelle. Der morgendliche Termin ist für den angehenden Freiwilligen kein Problem: Die Schule ist beendet, die Abi-Arbeiten sind geschrieben, der 19-Jährige wartet nun auf die Bekanntgabe seiner Noten. Und freut sich derweil auf die diversen Feten, die noch anstehen. „Ich bin immer gern zur Schule gegangen und bin ein guter Schüler, aber zum Schluss war’s manchmal ungemütlich. Doppeljahrgang“, sagt er kurz und bündig. Man merkt, das ist ein Kapitel, das für ihn abgeschlossen ist.

Kurz bleiben wir noch beim Thema. 60 bis 70 Prozent seines Jahrgangs an der Katholischen Theresienschule in Berlin-Weißensee planen ein Auslandsjahr mit „weltwärts“ oder anderen Entsende-Organisationen. „Und wer das nicht tut, absolviert ein Duales Jahr, in dem der Auslandsaufenthalt dazu gehört, oder hat schon ein Auslandsschuljahr hinter sich. Also, eigentlich sind’s letztlich 100 Prozent, die irgendwie ins Ausland gehen.“ Mit Karriereplanung habe das bei den meisten jungen Leuten nichts zu tun, ist Johannes Heymann überzeugt. „Eher mit sozialem



Engagement und dem Wunsch, selbstständig und erwachsen zu werden.“ Seine eigene Motivation für das Indienjahr beschreibt er ähnlich.

Es warten spannende Monate auf den jungen Mann. Im August wird er im Entsendegottesdienst in seiner Gemeinde in Berlin-Weißensee feierlich verabschiedet und anschließend nach Ranchi ausreisen. Zwei Tage Delhi, und danach ein Monat Sprachschule, in der er ein wenig Hindi lernen wird. „Allerdings sprechen die Adivasi in Ranchi ja eine Stammessprache. Ich hoffe, die Verständigung wird klappen. Sprachen sind nicht gerade meine Stärke“, lächelt der 19-Jährige zurückhaltend. In Ranchi wird er bei der Familie des jungen Kantors Manish Ecka wohnen (s. Gossner-INFO 2/2012) und im neuen Martha-Kindergarten mitarbeiten und außerdem in ein geplantes Musikprojekt des Kantors involviert sein.

Der Kindergarten ist für den Abiturienten völliges Neuland; der Musik

dagegen fühlt er sich seit der Kindheit verbunden. Er spielt Geige und Bratsche. Und wenn das auch keine Instrumente sind, die man in Indien üblicherweise spielt, so freut sich Heymann doch vor allem auf den musikalischen Teil seines Freiwilligenjahres. Von den Volksliedern der Adivasi, den Bhajans, hat er schon gehört; die deutschen Choräle, die in der Gossner Kirche bis heute gesungen werden, kennt er sowieso. Schließlich ist er in der jungen Gemeinde aktiv und hat seinen Gemeindepfarrer Michael Pflug, der schon dreimal mit Gossner-Direktor Schöntube und weiteren Posaunenbläsern die Gossner Kirche besucht hat, immer wieder voller Begeisterung zurückkehren sehen.

So stand für Johannes Heymann fest, dass er sein Freiwilliges Soziales Jahr bei der Gossner Kirche leisten will.

Vom „Sehnsuchtsland Indien“ hatte er schon früher viel gehört und gelesen, meist allerdings ging es da um indische Geschichte und den Hinduismus. Nun kamen „Adivasi-Themen“ hinzu. „Ganz schön kompliziert, wie da oft Volks- und Kasten- und Religionszugehörigkeit zusammengehören – und dann auch wieder nicht.“ Nach all der Lektüre hat er heute mehr Fragen als zuvor und freut sich darauf, diese an Ort und Stelle loszuwerden.

Und Bedenken gibt es keine? Angst vor Heimweh-Attacken? „Bislang war ich mit dem Abi und den Vorbereitungen zu beschäftigt, um an solche Fragen zu denken. Das war sicher ganz gut so.“ Das Klima solle sehr schwierig sein, und die Impfungen verträge er nicht gut. Aber sonst lasse er einfach alles auf sich zukommen und freue sich schon darauf, in den vier Wochen Ferien durchs Land reisen zu können, denn ein wenig vom „Tadj-Mahal-Indien“ wolle er

natürlich auch sehen. „Und mein Vater kommt auch zu Besuch.“

Nein, Johannes Heymann ist keiner, der mit sozialromantischen Vorstellungen auf große Fahrt gehen und „den Armen helfen“ will, wie das manche jungen Freiwilligen in ihren Bewerbungen schreiben. Er steht mit beiden Füßen auf der Erde, will sich in den verbleibenden Wochen bis zur Ausreise um sein geplantes Geschichtsstudium kümmern („am liebsten an der Berliner Humboldt-Universität; aber da liegt der Numerus Clausus bei 1,4“); bei der Berliner Tafel mithelfen („Kisten stapeln, verkaufen, ausfahren“) und einmal wöchentlich indisch essen gehen („um mich an die Schärfe der Speisen zu gewöhnen“). Außerdem wird wohl seine Freundin besonderer Aufmerksamkeit bedürfen: Sie freue sich zwar für ihn, sei aber natürlich traurig. „Am besten wäre es, wenn sie auch ein Jahr ins Ausland ginge.“

Und dass er in Ranchi stehen und den Erzieherinnen zeigen wird, wie's richtig geht, ist auch nicht zu befürchten. „Ich werde zunächst selbst ganz viel



Bestens vorbereitet: Zum Ausbildungsprogramm gehört auch ein Seminar-Tag in der Evangelischen Journalisten-Schule.

INFO

Freiwilligenprogramm

Das Freiwilligenprogramm richtet sich an junge, engagierte Christinnen und Christen, die in evangelische Partnerkirchen in Übersee entsandt werden und dort nicht nur eine fremde Alltagswelt, sondern auch gelebten Glauben in einer anderen Kultur kennen lernen. Johannes Heymann, der als erster Gossner-Freiwilliger am 19. August nach Indien entsendet wird, hat sich nicht nur in die Arbeit und Geschichte der Gossner Mission eingearbeitet, sondern auch am intensiven Vorbereitungsprogramm des Berliner und Leipziger Missionswerkes teilgenommen, so dass er für seine Aufgabe gut gerüstet ist.



Zum Freiwilligenprogramm:
www.berliner-missionswerk.de

Hilfe brauchen“, ist er überzeugt, „ich denke, dass ich ganz demütig das Jahr in der Ferne beginnen werde. Und das wird sicher eine gute Erfahrung sein.“

DREI FRAGEN AN ...



Pfarrer Matthias Hirsch,

Beauftragter für das Ökumenische Freiwilligenprogramm unseres Kooperationspartners Berliner Missionswerk

Seit vierzig Jahren entsendet das Berliner Missionswerk Freiwillige in verschiedene Länder dieser Erde. In diesem Jahr ist erstmals auch ein Freiwilliger der Gossner Mission dabei, Johannes Heymann, der nach Indien ausreist. Was ist für Sie das Besondere Ihres Freiwilligenprogramms?

Matthias Hirsch: Seit Herbst 2011 sind achtzehn junge Menschen dabei, ihre Biografien in einmaliger Weise mit der Gossner Mission und dem Berliner Missionswerk zu verknüpfen. Sie verlassen für ein Jahr die gewohnte Umgebung und die ihnen vertrauten Menschen. Das fällt vielen schwer. Alle Freiwilligen haben Freundeskreise gebildet, die sie in diesem Jahr aus der Ferne begleiten, auf Post warten, für sie beten, von ihnen erzählen. Jeder Freiwillige ist einmalig – mit seinen Begabungen und seinen Grenzen, mit seinen Ängsten und mit seinen Freuden. So ist es auch für uns immer wieder eine aufregende Sache, Volontäre zu entsenden. Werden sie gut an der Einsatzstelle ankommen? Werden sie gut in der Partnerkirche aufgenommen? Natürlich helfen zur Vorbereitung gemeinsame Aktionen, und die verschiedenen Vorbereitungsseminare sind Zeiten geistlichen Lebens und gemeinsamen Fragens.

Wie bereiten Sie die Freiwilligen mental vor?

Matthias Hirsch: Wir machen ihnen klar, dass an ihrer Einsatzstelle nach der Begeisterung der Alltag beginnt. Das Leben als Volontär ist nicht nur ein Leben unter Palmen und mit lachenden Kin-

dern. Es ist auch ein Leben ohne Dusche und mit Kindern, die absolut nicht auf die Volontäre hören wollen. Und es ist möglich, in Kuba so zu frieren, wie wir es uns in Deutschland kaum vorstellen können. Freiwillige wollen nach Übersee gehen, um dort den „Armen zu helfen“. So schreiben es viele in ihren Bewerbungen. Zu Beginn der Vorbereitung scheint die Rollenverteilung völlig klar: Wir sind die Starken, die helfen wollen und können, und „die da unten“ sind die Schwachen, die die Hilfe brauchen und sich über unsere Hilfe freuen. Im Laufe der Vorbereitung vermitteln wir den Freiwilligen eine andere Sicht auf ihren Einsatz. Eine Freiwillige, die gerade in Übersee lebt, schrieb: „Die Kinder haben mich an die Hand genommen ...“ Die Freiwilligen lernen, dass sie selber viele Helfer brauchen, bevor sie anfangen können, Helfer zu sein. Zunächst sind sie die Schwachen, die Hilfe brauchen.

Gibt es im Freiwilligenjahr 2012/2013 Besonderheiten?

Matthias Hirsch: Erstmals entsenden wir eine Freiwillige nach London, nachdem wir 2011 neu eine Freiwillige nach Schottland entsandt hatten, wo sie sehr gute Erfahrungen machte. Die Kooperation mit der Gossner Mission wird in der Entsendung eines Freiwilligen in die Gossner Kirche nach Indien sichtbar. Wir entsenden also – mit achtzehn jungen Leuten – in diesem Sommer nicht nur deutlich mehr Freiwillige als früher, sondern wir verändern auch das Programm. Denn es sollen immer wieder neue Dimensionen der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit den Geschwistern in Übersee aufleuchten.

Zukunft grau in grau

Adivasi kämpfen um ihr Land: Immer mehr Industriebetriebe drängen nach Jharkhand

Text: DR. KLAUS ROEBER

Die Adivasi leben mit ihrem Land; von ihrem Land. Doch die immer schneller voranschreitende Industrialisierung führt zu Entwurzelungen und zunehmender Verarmung. Binkas Ecka, der sich ehrenamtlich in der Gossner Kirche engagiert und u.a. den neuen Martha-Kindergarten in Ranchi erbaut hat, gilt als Experte für die Landrechtssituation der Adivasi. Bei einem Besuch in Berlin sprachen wir mit ihm.

? Wir beobachten im indischen Bundesstaat Jharkhand – oder im Hochland von Chotanagpur – eine zunehmende Verarmung von Adivasi-Familien. Durch Bergbau und Industrialisierung werden alteingesessene Adivasi von ihren Äckern und aus den Dörfern vertrieben. Wo liegt die Zukunft der benachteiligten Adivasi? Müssen sie für gesicherte Lebensgrundlagen, für das Recht auf ihr angestammtes Land mehr kämpfen?

Binkas Ecka: Ja, das ist der Ausgangspunkt für die Lösung der Probleme in Chotanagpur. Die erste Regelung der Landrechte wurde bereits mit dem „Chotanagpur Tenancy Act (CNTA)“ von 1908 getroffen. Die Gesetze sind gut, der Umgang damit ist schlecht. So hatte die indische Zentralregierung erst fünf Monate nach der Unabhängigkeit Indiens im Jahr 1947 nur Bruchstücke des CNTA für die Verfassung von 1952 vorgesehen. Danach wurden ohne Rücksprache mit den Adivasi 24 Bestimmungen verändert. Politik und Wirtschaft sicherten damals ihre Interessen. Die Adivasi hatten das Nachsehen.



Binkas Ecka bei einem Gespräch in der Berliner Dienststelle. Links Indien-Experte Dr. Dieter Hecker. (Foto: Gerd Herzog)

? Bevor die Adivasi vor drei Jahrhunderten unter die Fremdherrschaft der Landlords und der Kolonialherren kamen, schützten sie ihre Wohn- und Lebenswelt. Muss diese Fähigkeit von der heutigen Generation neu erlernt werden, weil sie verloren ist?

Binkas Ecka: Sie ist nicht verloren, sondern sie wird verhindert. Die Selbstorganisation der Adivasi und das Eintreten für ihr Erbland und den Waldbesitz hat keine politische Durchsetzungskraft. So bemächtigen sich die mächtigen Wirtschaftsunternehmen des Adivasi-Landes. Mit ihren Versprechungen, dass wir ein „Grünes Jharkhand“ bekommen, bemänteln sie die Tatsache, dass durch Abholzung der Wälder und den Industriestaub ein „Graues Jharkhand“ entsteht.

? Not green, but grey! In der Presse wird immer wieder von der „Aktion Green Hunt“ berichtet.

Binkas Ecka: Darunter versteht man Polizeiaktionen in Indien, die von zentraler Stelle geleitet werden. Sie richten sich gegen die Naxaliten, also gegen Maoisten, die sich mit Gewalt der Zerstörung unseres Landes widersetzen. Die Naxaliten halten sich in den Wäldern versteckt und verlangen von den Bewohnern Geld und Lebensmittel. Sie rekrutieren junge Männer und Frauen. Inzwischen gibt es auch organisierte Banden, die die Bevölkerung terrorisieren. Juliyani, eine Mitarbeiterin des Martha-Kindergartens in Ranchi, ist ihnen entkommen und lebt seit sechs Jahren im Schutz meiner Familie, aber sie kann nicht in ihr Heimatdorf zurückkehren. So sitzen die friedlichen Adivasi zwischen allen Stühlen.

? Welche Rechtsmittel gibt es, um die Lebenswelt der Adivasi- Ursprungsbevölkerung zu retten?

Binkas Ecka: Wir haben so viele Rechtsanwälte, wie wir Rechtsformen haben. Ein Fall vor Gericht dauert durchschnittlich fünf Jahre. Eine bedrohte Familie kann das nicht bezahlen. Darum gibt es auch Sammelklagen, die von Dorfverbänden und Waldgemeinschaften eingereicht werden. Diese folgen jedoch einem Rechtsverständnis und Regeln, die vor einem staatlichen Gericht nicht gelten. Es handelt sich um das traditionelle System des „Panchayat“. Diese Ordnung ermöglicht ein verträgliches Leben mit dem Land. Die neuen Systeme aber fördern die Besitzgier und Macht zur Beherrschung der Ländereien. Sie zerstören nicht nur Menschen, sondern unsere ganze Kultur. Als wir das erkannten, gründeten wir die Organisation „Indian Confederation of Indigenous and Tribal People“.

? Also wollen die Stammesvölker Indiens nicht nur bessere Landgesetze, haben, sondern vielmehr ihre eigene Denkrichtung und traditionelle Lebensweise neu beleben?

Binkas Ecka: In unserem Denken ist es ja so, dass das Land den Ahnen anvertraut und den Lebenden zur fürsorglichen Nutzung für alle nachfolgenden Generationen gegeben ist. So ähnlich klingt das in der Bibel, wo der Glaube an den Gott der Väter und seine Landverheißung überliefert wird. Was dort als „heiliges Land“ bezeichnet wird, bezeichnen die Adivasi mit Respekt als „Mutterland der Ersten im Lande“.

? Was kann die Gossner Mission zum Lebensmut und Lebenswillen der Adivasi beitragen?

Binkas Ecka: Die Gossner Mission hat seit der Ankunft der Missionare sehr viel getan; daran erinnern wir auch mit dem Namen „Martha-Kindergarten“. Das Waisenkind Martha fand eine neue Gemeinschaft und erhielt als erste in Chotanagpur die Taufe. Martha ist Name und Programm, zukunftsweisend für Kinder und Eltern, Betreuer und Mitarbeiter und Freunde in Indien und in Deutschland. Wenn die Gossner

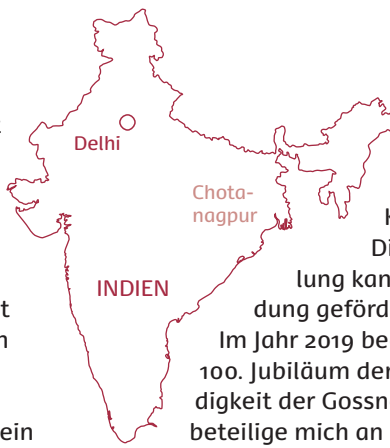
Wem gehört das Land? Wer darf es nutzen? Ein Problem, das die Adivasi seit Jahrhunderten beschäftigt. (Foto: Jutta Klimmt)



Mission die Zusammenarbeit mit den Menschen und für die Menschen sucht, wird auch unsere Kirchenleitung solche Anregungen aufnehmen. Noch immer ist die Gossner Kirche leider sehr mit ihrer Verwaltung und mit innerkirchlichen Angelegenheiten beschäftigt.

? Sie selbst, Herr Ecka, haben kein Amt in der Kirchenleitung, sondern sind Gemeindeglied und Baumeister.

Binkas Ecka: Ich sehe meinen Schwerpunkt im gesellschaftlichen Dienst. Landverlust und Verarmung der Familien haben verheerende Folgen. Dagegen muss jeder angehen. Persönlicher Einsatz ist sehr wichtig – und dies ist den meisten Adivasi bisher fremd. Das alte Denken, mit dem wir abwarten, ob Gesetze für uns gemacht werden, lähmt uns. Einer muss anfangen, und viele kleine Anfänger werden mit ihm aufstehen. So war das bei der Reformation von Martin Luther 1517 und bei



der Selbstständigkeit unserer Kirche 1919. Diese Einstellung kann durch Bildung gefördert werden.

Im Jahr 2019 begehen wir das 100. Jubiläum der Selbstständigkeit der Gossner Kirche. Ich beteilige mich an den Vorbereitungen, damit die Land- und Lebensrechte der Adivasi neu bewusst gemacht werden.

? Gibt es für die Neubesinnung auf Rechte und Eigenständigkeit schon jetzt Beispiele?

Binkas Ecka: Ich will erwähnen, was ich neuerdings beobachte. Das Erziehungsprogramm des neuen Martha-Kinder Gartens wird angenommen. Mitarbeiterinnen lernen im Austausch die neue Pädagogik. Ein Ärzteteam macht dort freiwillig Reihenuntersuchungen. Mein Sohn Manish Ecka unterrichtet mit dem Beistand von Kantor Grosch Kirchenmusik und Adivasi-Bhajans. Ein modernes Archiv ermöglicht die Erforschung der Kirchengeschichte und der Völkergeschichte unter den Adivasi. Die Gossner Mission hat Verbindungsleute in Ranchi, die Begegnungen mit internationalen Gemeindeguppen als Lehr – und Lernaufenthalte durchführen. Und es gibt noch mehr Anzeichen, dass etwas Neues anbricht im Land der Adivasi, wenn wir die Verbindung miteinander als einen Austausch verstehen.

Gossner Mission: Das ist ein Grundanliegen unserer Partnerschaft. Danke für das ermutigende Gespräch – und gutes Gelingen für die weiteren Vorhaben! ■



Das Gespräch führten **Helga Ottow** und Gossner-Kurator **Dr. Klaus Roeber** (Foto) mit Binkas Ecka.

Ein kleiner Held

Missionshospital Chaurjahari: Menschen in Nepal leiden unter extremer Trockenheit

Text: ELKE MASCHER

Der kleine Prakash am Tag seiner Entlassung mit neuer Hose und neuem T-Shirt: Der Junge hat sich sichtlich gut von seinem Unfall erholt. (Foto: Elke Mascher)

Chaurjahari! In diesem Jahr sind die Eindrücke während meines Einsatzes nicht nur von den vielen Kranken geprägt, die zu betreuen sind, sondern auch von der extremen Trockenheit, die den Menschen große Sorgen bereitet und uns auch im Krankenhaus beschäftigt.

Schon während meines Hinfluges ist der Blick auf das Land erschreckend: Alles ist braun! Die Felder sind für das Pflanzen des Reises vorbereitet, aber es fehlt der Regen. So habe ich Chaurjahari im Sommer noch nie erlebt. Der sonst so kräftig rauschende Behri-Fluss ist zu einem kleinen, nicht zu hörenden Rinnsal geschrumpft. Es gibt kein grünes Gras; viele Büsche sind vertrocknet. Die Bauern tun sich sehr schwer, Grünzeug für ihr Vieh zu finden, und wir alle hoffen und beten inständig, dass die Monsunregenfälle bald einsetzen. Zumal auch die Quelle, die das Hospital versorgt, nur noch stundenweise Wasser liefert, und so muss extrem gespart werden.

An meinem ersten richtigen Arbeitstag erwartet mich viel Arbeit. Viele Menschen kommen, weil sie im Radio gehört haben: „Dr. Elke ist wieder da“ und bei der Anmeldung darum bitten, von mir behandelt werden zu dürfen... Diesmal habe ich es hier wirklich rundherum begeistert angetroffen: Die beiden jungen nepalischen Kollegen sprühen geradezu vor Lebensfreude und vor Freude an ihrem Beruf. Wir treffen uns auf Augenhöhe und diskutieren gerne und oft über verschiedenste Probleme.

Nun haben mittlerweile die lang ersehnten Monsunregenfälle begonnen, wenn auch noch recht zögerlich. Die ausgetrocknete Erde saugt jeden Tropfen Wasser auf, so dass an das Pflanzen des Reises noch immer nicht zu denken ist. Dazu muss das Wasser auf den von kleinen Wällen umgebenen Feldern stehen bleiben. Nur so können die etwa 30 Zentimeter großen Reispflänzchen gedeihen. Immerhin meldet sich der Behri-Fluss im Pianissimo zurück. Aus dem traurigen Rinnsal ist jetzt wieder ein Fluss geworden, dessen Wasser, aus den Bergen kommend, kalt und fischreich ist.

Seit zwei Wochen ist auch Dr. Muri, ein japanischer Professor für Orthopädie, in seinen Semesterferien erneut für drei Monate hier. Das bringt viel Bewegung in den Hospitalalltag. Von weit her kommen die Patienten mit den verschiedensten orthopädischen und rheumatologischen Beschwerden. Täglich wird in dem schönen neuen Operationsraum operiert. Erschreckend ist auch in diesem Jahr die hohe Zahl von Patienten mit offener Lungentuberkulose, aber auch die vielen massiv unterernährten Säuglinge. Wenn ein neun Monate alter Säugling nur 4,6 Kilogramm wiegt, muss ich an Hungersnöte in Afrika denken. Erfreulicherweise nehmen die Kleinen schnell zu, wenn die Ernährung von einer erfahrenen und liebevollen Krankenschwester begleitet und geführt wird.

Aber zurück zu den Folgen der Trockenheit. Vor zwei Wochen kommt Dr. Muri mittags um 11.30 Uhr mit dem Flieger in Chaurjahari an. Um 12.30 Uhr wird



**HIER
KÖNNEN SIE
HELFFEN!**

zusammen mit einem der beiden nepalischen Kollegen. Das Holzstück und viele kleine Splitter werden entfernt; der Darm ist erfreulicherweise nicht verletzt. Nach der Operation kommt Prakash auf unsere kleine „Intensivstation“. Sein Bruder muss ihn dort von Kopf bis Fuß im Bett mit Seife waschen. Denn dieser fröhliche, kräftige Nepaljunge ist schwarz von Schmutz, wie so viele

Kinder hier. Als er frisch ge-

waschen in einem sauberen Hospitalnachtshemd im Bett liegt, strahlt er vor Zufriedenheit. Und es gibt zum Glück keinerlei Probleme. Die Wunde verheilt; es tritt kein Fieber auf. Am 14. Tag

nach der Operation geht er

mit seinen Eltern nach Hause. Bezahlt wird die Behandlung aus dem Wohltätigkeitsfonds des Hospitals; sogar eine neue Hose und ein T-Shirt bekommt er mit nach Hause.

Als ich ihn am Tag vor der Entlassung noch einmal zu dem Unfallhergang befrage, erzählt er mit lauter Stimme und einer solchen Dramatik, dass sich eine dichte Mensentraube aus Patienten und Besuchern um sein Bett versammelt. Der kleine Held genießt diese Anteilnahme sichtlich! So gibt es immer wieder kleine Wunder in Chaurjahari. Und so schwer hier manches ist, so fühle ich mich doch stets behütet und geleitet.

Jetzt bin ich gespannt, vor welche Aufgaben uns die kommenden Wochen stellen. Es ist ein wunderbares Gefühl, offensichtlich zum rechten Zeitpunkt an den rechten Ort geleitet worden zu sein. Aus eigener Kraft würde ich die Aufgaben hier wohl kaum bewältigen. Die vielen Anteil nehmenden Gedanken und Fürbitten, für die ich mich von ganzem Herzen bedanken möchte, sind für mich eine riesengroße Hilfe!

DANKE! ■

der zwölfjährige Prakash von seinem Vater „huckepack“ auf dem Rücken ins Hospital gebracht. Der Junge ist am Vortag auf einen Baum geklettert, um Äste für den Wasserbüffel zu schneiden. Denn Gras gibt es keines mehr wegen der enormen Trockenheit. In etwa sieben Meter Höhe bricht der Ast ab, auf dem Prakash steht. Der Junge fällt so unglücklich herunter, dass er sich im Fallen an bereits abgebrochenen Ästen den Bauch von der Leistenbeuge bis über den Nabel aufschlitzt und ein fünf Zentimeter großes Holzstück im Bauch zurück bleibt.

Die Familie wohnt zwei Tagesreisen zu Fuß vom Hospital entfernt. Das Kind mit einem notdürftigen Verband versehen, laufen der Vater und der ältere Bruder mit dem schwerstkranken Jungen auf dem Rücken so schnell sie können, auch die ganze Nacht hindurch. Sie wechseln sich dabei im Tragen ab. Eine Stunde nach seinem Eintreffen im Hospital liegt Prakash auf dem Operationstisch.

Meine Aufgabe ist es, für eine ausreichende Anästhesie zu sorgen, was gar nicht so einfach ist ohne Narkoseapparat. Dr. Muri operiert den Jungen

i

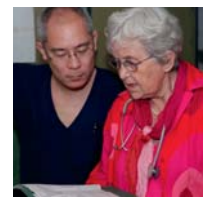
Die Gossner Mission unterstützt u.a. den Wohltätigkeitsfonds und die Bergesätze des Hospitals.

Spendenkonto:

Gossner Mission,
EDG Kiel
BLZ 210 602 37
Konto Nr. 139 300

Kennwort:

**Missionshospital
Chaurjahari**



Autorin **Dr. Elke Mascher** berichtet von ihrem fünften Einsatz für die Gossner Mission im Missionshospital Chaurjahari.

Daniel Banda stammt aus Naluyanda, er ist Ende 40 und ein engagiertes Mitglied seiner Gemeinde. Und: Er ist so etwas wie ein alter Hase bei der Betreuung von Freiwilligen, die seit fünf Jahren im Gossner-Projektgebiet zum Einsatz kommen. Ausgesucht für diese Aufgabe hat ihn der Deutsche Entwicklungsdienst, der die jungen Freiwilligen in Absprache mit der Gossner Mission in deren Projekt einsetzt.

Engagierte Mentor/innen sind Voraussetzung dafür, dass ein entwicklungspolitischer Freiwilligendienst erfolgreich verläuft. In Sambia nehmen für den Deutschen Entwicklungsdienst (DED) bzw. die Nachfolge-Organisation GIZ einheimische Mentoren diese Aufgabe wahr. Ihre Arbeit ist vielfältig und herausfordernd, aber in erster Linie sehen sie sich als Brücke zwi-

schen den Kulturen. So auch Daniel Banda.

Sambia ist von seiner Fläche her doppelt so groß wie Deutschland, aber mit 12 Millionen Einwohnern nur sehr dünn besiedelt. Entfernungen von mehr als 500 Kilometern liegen zwischen Lusaka und den verschiedenen Einsatzplätzen der Freiwilligen. Besuche der zuständigen Entwicklungshelfer bei den Freiwilligen vor Ort sind daher zeitaufwändig und bedeuten in der Regel eine Tagesreise Anfahrt. Damit die Freiwilligen trotz dieser schwierigen Rahmenbedingungen zuverlässig und gut begleitet werden können, entschied sich der DED für die Entwicklung eines dezentralen Netzwerkes einheimischer Mentorinnen und Mentoren.

Die Suche nach geeigneten Personen war schwierig, viele hatten entweder andere Verpflichtungen oder konnten sich ein zeitintensives ehren-

Daniel Banda (2. v. li.) versteht sich als Vertrauensperson der Freiwilligen im Naluyanda-Projektgebiet.



amtliches Engagement nicht leisten. Daher wurden die Mentoren als einheimische Fachkräfte bei Partnerorganisationen unter Vertrag genommen. Sie arbeiten flexibel je nach Bedürfnis der Freiwilligen circa acht Stunden pro Woche für das Freiwilligen-Programm „weltwärts“ und erhalten dafür eine kleine Aufwandsentschädigung. Die Mentoren helfen den Freiwilligen, sich in die neue Kultur und in die neue Umgebung zu integrieren, geben praktische Tipps bei Alltagsfragen und stehen den Freiwilligen bei Krankheit und persönlichen Krisen zur Seite. Darüber hi-

naus übernehmen sie Verwaltungsaufgaben.

Im Laufe des jeweils einjährigen „weltwärts“-Einsatzes entstehen meist eine solide Vertrauensbasis und Freundschaft zwischen Mentoren und Freiwilligen, die weit über den vertraglich formulierten Aufwand hinausgehen. Man kocht gemeinsam oder geht auch mal zusammen aus. Die Entwicklungshelfer sind mit den Mentoren regelmäßig per Telefon, E-Mail oder durch Besuche vor Ort in Kontakt.

Daniel Banda hat im Auftrag des DED im „weltwärts“-Programm im „Na-

Junge Freiwillige im Projekteinsatz: Sambische Mentoren mit viel Einfühlungsvermögen

Text: KATJA GRUBER

Brücken bauen



luyanda Integrated Project (NIP)“ bereits einige Freiwillige betreut. Zu Beginn dachte er, es sei eine einfache Aufgabe, die ihn erwartet. Heute weiß er: „Ich agiere als eine Art Brücke.“ Und das ist eben nicht einfach.

Die Grundvoraussetzungen als Mentor erfüllt Banda: Er besitzt – durch die Gossner Mission – Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Deutschen, und die Begleitung von Freiwilligeneinsätzen verschiedener Art ist ihm vertraut. Durch eigene Deutschlandaufenthalte kennt er die deutsche Kultur und spricht sogar ein wenig Deutsch. Deswegen glaubte er, das Mentoring der weltwärts“-Freiwilligen in dem ländlichen Gemeindeprojekt sei keine große Sache. Arbeit gibt es im NIP genug.

Die Unterkunft der Freiwilligen ist zwar einfach – Wasser muss an einem Brunnen hinter dem Haus gepumpt

Einfache Verhältnisse: Matthias Werner und Kehoma Blondrath waren 2008/09 die beiden ersten jungen Freiwilligen in Naluyanda; hier mit Besucherin Hauke Maria Rodtmann in ihrem Wohnraum. (Foto: Hermann Rodtmann)

werden, bei der Toilette handelt es sich um ein Plumpsklo und die Dusche ist eine landestypische „Eimerdusche“ –, doch alles in allem bietet sie mehr Komfort als im ländlichen Sambia üblich. Sogar Solarstrom und eine kleine Krankenstation sind vorhanden. Die Freiwilligen, soviel wusste er, bewerben sich explizit auf ihren Einsatzplatz und entscheiden sich bewusst für das afrikanische Landleben auf Zeit.

In der Praxis aber erlebt Banda immer wieder, dass das Miteinander in der kleinen ländlichen Gemeinschaft trotz der guten Vorbereitung häufig Herausforderungen bietet. Mittlerweile hat er gelernt, dass er als Mentor gerade zu Beginn des Einsatzes die Freiwilligen umfassend einführen und intensiv betreuen muss. Er unterstützt sie dabei,

sich in die Gemeinschaft einzufinden, begleitet sie bei der Erkundung ihrer neuen Umgebung und beantwortet die vielen, vielen Fragen der Neuankömmlinge. Ausreichend Zeit und Reflektionsfähigkeit sind notwendig, um ihnen das Gastland mit seinen Traditionen und teilweise sehr fremden Verhaltensweisen nahezubringen. Banda: „Ich bin Ansprechpartner und Vertrauensperson der jungen Deutschen.“

Erst nachdem die individuelle und sehr praktische Orientierungsphase erfolgt ist, besteht seiner Meinung nach die Basis dafür, dass die Freiwilligen sich sinnvoll mit ihren Ideen in die eigentliche Projektarbeit einbringen können.

Innocent Milambo, Mitte 40, Lehrer und ebenfalls seit 2008 Mentor im „weltwärts“-Programm, teilt diese Erfahrung. Er ist im Gwembe-Tal im Süden Sambias tätig. Fragt man ihn nach seinen Erfahrungen mit den Freiwilligen, dann lächelt er verschmitzt und stellt fest, dass ihm die Arbeit mit den jungen „muzungus“ (Weißen) nach wie vor viel Freude bereitet. Nach einer Pause und kurzem Nachdenken fügt er hinzu, dass er durch den intensiven Kontakt mit den Freiwilligen sehr viel im interkulturellen Umgang gelernt habe.

Gerade zu Beginn seiner Tätigkeit fühlte er sich oftmals von den Erwartungen der jungen Deutschen überfordert, zum Beispiel, wenn die Freiwilligen zu ihm kamen, weil sie sich ohne sinnvollen Aufgabenbereich fühlten oder es andere Konflikte gab. Dann war es Zeit, den Freiwilligen die sambische Kultur zu erklären und Missverständnisse aufzulösen. In allen Fällen, so seine Beobachtung, ist er als eine Art Übersetzer gefragt, egal ob er zwischen Vorgesetzten und Freiwilligen oder den Freiwilligen und ihrem sozialen Umfeld vermittelt. „Intensive Gespräche, die Bereitschaft zur gemeinsamen Reflexion und ein persönliches Miteinander über die Arbeit hinaus – das sind für mich die Schlüssel zum Erfolg“, so Milambo.

INFO

weltwärts

Seit 2008 hat die Gossner Mission mehrfach vom Einsatz junger „weltwärts“-Freiwilliger durch den DED in ihren Projektgebieten in Sambia profitiert. Die jungen Leute gaben Englischunterricht in den Schulen, halfen beim Aufbau des Jugendzentrums mit, boten dort Computerkurse an, führten Pflanzaktionen durch, halfen bei der Instandsetzung des Spielplatzes, führten handwerkliche Tätigkeiten aus etc.

„weltwärts“ ist ein vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) entworfener entwicklungspolitischer Freiwilligendienst und ermöglicht jungen Menschen, sich für 6 bis 24 Monate ehrenamtlich in Entwicklungsländern zu engagieren. Die Freiwilligen werden durch erfahrene Entsendeorganisationen intensiv auf ihren Einsatz vorbereitet und während der gesamten Zeit ihres Dienstes vor Ort begleitet.



Die direkte Art vieler Freiwilliger und die teilweise sehr offen geäußerte Kritik waren ebenfalls eine große Herausforderung für ihn. „Die Kommunikation ist in Sambia viel indirekter und respektvoller“, erläutert er. „Das Erheben der Stimme ist beispielsweise nicht üblich, Dinge werden auf Umwegen angesprochen.“ Doch mittlerweile weiß Milambo das Engagement und die Andersartigkeit der Freiwilligen zu schätzen. Er sieht in ihrer Arbeitseifer und ihrer Verlässlichkeit eine Bereicherung für die Arbeit. „Aber es hängt auch sehr von der Persönlichkeit der einzelnen Freiwilligen ab, wie intensiv ich agieren muss.“

Nach fünf Jahren Erfahrung hat sich die Zusammenarbeit mit den Freiwilligen gut eingespielt. Für Milambo sind die Vorbereitungsseminare vor Ort dabei sehr wichtig. Dort trifft er seine „Schützlinge“ zum ersten Mal und lernt sie bei Aktionen zu Themen wie „Rollenklärung“ oder „Gender“ besser ken-

nen. Zudem hat er Gelegenheit, seine eigenen Erfahrungen und seine eigene Rolle mit anderen Mentoren zu reflektieren. Bei einem länderübergreifenden Treffen von Mentoren und Entwicklungshelfern in Namibia bereicherten die drei sambischen Mentoren das von den „muzungu“ entwickelte Programm mit einem Perspektivenwechsel, der wertvolle Aspekte beisteuerte. Seitdem weiß Milambo noch besser, wie er dazu beitragen kann, dass das Freiwilligenprogramm seine Ziele als Lernprogramm erfüllt. ■



Autorin **Katja Gruber** hat als Entwicklungshelferin die jungen „weltwärts“-Freiwilligen in Sambia begleitet. Ihren Artikel schrieb sie für „weltwärts mit der GIZ“.

Schritt für Schritt raus aus der Armut

Rückblick auf sieben Jahre Gemeinwesenarbeit: Frauen setzen auf Selbsthilfe

Text: BARBARA STEHL

Die Ursachen von Armut und Ungerechtigkeiten zu bekämpfen und ihnen entgegenzutreten – das ist das Kernanliegen von Gemeinwesenarbeit; überall auf der Welt. Auch in Sambia. So begannen wir dort vor sieben Jahren unsere Arbeit, die Gossner Mission und die Vereinigte Kirche von Sambia, in einem gemeinsamen Projekt. In diesem Jahr gibt es einen personellen Umbruch. Anlass zurückzuschauen.

Armut und Not hindern den Menschen, sich zu entwickeln und zu entfalten und die eigene Lebensqualität zu verbessern. Doch Menschen wollen als vollwertige und nicht nur nehmende Mitglieder in eine Gesellschaft integriert sein. Daher ist es wichtig, sie aus dem Kreislauf von Not und Bedürftigkeit zu befreien und eine Basis für Selbstentwicklung zu schaffen.

Kirchen haben über Jahrhunderte soziale Arbeit geleistet und waren und sind auch heute häufig erste Anlaufstelle für Bedürftige und Notleidende; besonders dort, wo andere soziale Systeme nicht ausreichen. In Sambia ist das traditionelle familiäre Netz der sozialen Verantwortungen und Verpflichtungen schon lange nicht mehr ausreichend. Und auch der Staat hat kein hinreichendes Wohlfahrtssystem aufgebaut. Es bleiben die Kirchen als Säulen für diejenigen, deren Leben am Rande der Gesellschaft verläuft.



So hat auch die Vereinigte Kirche von Sambia (United Church of Zambia, UCZ) seit ihrer Gründung 1964 Herausragendes geleistet: Sie ist mit ihren mehr als zwei Millionen Mitgliedern landesweit präsent und besitzt eine breite Basis von Klerus, Laien, Diakonen und Diakonissen, Jugendarbeiter/innen und Ehrenamtlichen, die bei der Betreuung und Unterstützung von Kranken, Älteren und körperlich benachteiligten Menschen mithelfen. Aber unter den vielen, denen geholfen wird, gibt es Unzählige, die durch einen begleitenden Prozess lernen könnten, sich selbst zu helfen, ihre eigenen Potenziale, Talente und Fähigkeiten zu erkennen und aus dem Kreislauf der Armut herauszuwachsen. In einer – heute mehr als gestern – sich ständig verändernden Welt hat sich auch die Herangehensweise geändert: Ging es gestern noch um Wohltaten für andere, so geht es heute um Taten mit anderen.

Vor diesem Hintergrund entstand vor sieben Jahren als gemeinsame Initiative der Gossner Mission und der UCZ die neue „Abteilung für Gemeinwesenarbeit“ in der UCZ: Community Development Department (CDD). Ziel war und ist es, die Sozialarbeit in den vielen Gemeinden zu bündeln, zu koordinieren und ihr eine neue Dimension zu verleihen: ein Verständnis von Sozialarbeit als „Hilfe zur Selbsthilfe“ zu entwickeln. So wurden im Lauf der Jahre viele kirchliche Sozialarbeiter/innen in diesen Fragen geschult, die ihrerseits das Erlernete



men durch ein ausgeklügeltes Sparsystem selbst auf. Die Entscheidungen über Kreditvergabe, Zinsen und Rückzahlungen wird alleine von den Frauen getroffen, die zu Beginn von kirchlichen Sozialarbeiterinnen beraten werden. So entwickelt sich in den Gruppen ein Gefühl starker Zusammengehörigkeit. Die Frauen teilen ihre Sorgen und Ängste miteinander, und sie beraten, wie sie am besten ihre kleinen Ersparnisse und Kredite investieren können, um sich und ihrer Familie dauerhaft ein Einkommen zu schaffen. Mit einer relativ kleinen Kreditsumme kann so oft Großes bewirkt werden.

Die Ersparnisse bieten nicht nur die Möglichkeit, in eine kleine Unternehmung – eine Nähmaschine, eine Gemüsezucht – zu investieren, sondern geben auch Sicherheit im Fall von Krankheiten, ermöglichen Schulgeldzahlungen für die Kinder etc. Schritt für Schritt verändern sich so die Lebenssituationen der Frauen in den Gruppen – und damit auch der Familien. Das führt zu neuem Selbstbewusstsein, und das Gefühl der Stärke in der Gruppe fördert auch die Bereitschaft, eigene Rechte wahrzunehmen.

Das CDD koordiniert allein in der Region Kafue, wo 2006 die ersten Selbsthilfegruppen entstanden, 65 Gruppen mit 700 Mitgliedern und 1441 Kindern. Zusammen besitzen die Gruppen ein Kapital von 12 Millionen Kwacha (2015 Euro), und sie haben bereits 22 Millionen Kwacha in Kleinunternehmen investiert. Aber nicht nur das; einer der übergeordneten Gruppenverbände hat sich erfolgreich mit der Forderung an die Stadtverwaltung gewandt, für die Schulkinder eine sichere Brücke über einen Bahndamm zu bauen. Hier zeigt sich das neu gewonnene Selbstbewusstsein.

Ein Anfang ist gemacht, aber das Department braucht weiterhin den Rückhalt und die Förderung derer, die wie bisher ihren Beitrag zu der Vision von menschlicher, sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit geleistet haben. ■

Gemeinsam lachen, reden, Sorgen teilen – und Unternehmungen planen: Mrs. Mwanza (links) gehörte zu den ersten Frauen in der Region Kafue, die mit Hilfe des CDD eine Selbsthilfegruppe ins Leben riefen. (Foto: Jutta Klimmt)

weitergaben, wodurch sich zahlreiche Selbsthilfe-Projekte gründeten.

Ihr Ziel ist, die Armut zu bekämpfen und den Ärmsten der Armen einen Weg aus ihrer unverschuldeten Not zu ebnet. Basierend auf der Überzeugung, dass auch die Armen ihren gegenwärtigen Status überwinden können, wenn sie strukturelle und organisatorische Unterstützung erhalten. Da in den meisten Gesellschaften Frauen noch immer diejenigen sind, die die größte Verantwortung tragen und die größte Not bewältigen müssen, sind Frauen die Zielgruppe im Selbsthilfekonzert des CDD. Es gilt, ihre Situation grundlegend zu verbessern und ihre Rechte zu stärken.

Die Frauenselbsthilfegruppen bringen das Kapital für kleine Unterneh-

INFO

CDD

Das „Community Development Department (CDD)“ wurde 2005 von der Gossner Mission und der United Church of Zambia (UCZ) gemeinsam ins Leben gerufen und seitdem von Barbara Stehl als Mitarbeiterin der Gossner Mission und Pfarrerin Rose Nsofwa von der UCZ geleitet. Seit dem Frühjahr gibt es eine neue Chefin: die sambische Pfarrerin Alice Mulenga (s. auch Gossner-INFO 2/2012).



Autorin **Barbara Stehl** hat das CDD sieben Jahre lang mit geleitet und diese Aufgabe im Frühjahr beendet.



Vom

**DAS HAT
IHRE SPENDE
BEWIRKT!**

Endlich Wasser! Vier neue Brunnen konnte die Gossner Mission dank zahlreicher Spenden 2010 im Projektgebiet Naluyanda bauen.

Vier schicke Grundschulen wurden in Naluyanda mit Spenderhilfe fertiggestellt.

Den Menschen in Sambia helfen wollen – dieses Vorhaben scheint einfach und klar. Doch wer helfen will – zumal in fernen Ländern und Kulturen –, der sollte einen Partner haben, der sich vor Ort auskennt. Die Gossner Mission ist ein solcher verlässlicher Partner, und wir danken allen, die sich auf unsere 175-jährige Erfahrung verlassen und gemeinsam mit uns helfen und Neues anstoßen. Ein Beispiel aus dem Arbeitsalltag.

„Wasser ist Leben.“ Und weil das so ist, sammelte unter diesem Motto im Jahre 2010 die Frauenhilfe im Kirchenkreis Gladbeck-Bottrop-Dorsten ein Jahr lang Kupfermünzen. Was kann dabei schon zusammen kommen, fragt man sich unwillkürlich. Einhundert, vielleicht zweihundert Euro? Am Ende waren es ganze 1400 Euro, die da Cent um Cent zusammen getragen wurden. Erstaunlich!

Spontan spendete daraufhin auch noch die Kleiderkammer der Evange-

lischen Kirche Bottrop-Altstadt: 1500 Euro. Und auch die Eine-Welt-Gruppe der Gemeinde steuerte ihr Scherflein bei: 500 Euro. Weitere Veranstaltungen in Bottrop erbrachten noch einmal eine größere Summe, so dass am Ende 4000 Euro zusammenkamen.

„Wasser ist Leben“, und für 4000 Euro lässt sich mancherorts ein Brunnen bohren. Die Gossner Mission hat das im Jahr 2010 an vier Standorten in ihrem Projektgebiet Naluyanda erfolgreich getan. Wir berichteten darüber. Der Gedanke lag für die Bottroper also nahe, dieses Geld für einen weiteren Brunnenbau in Naluyanda einzusetzen, und sie traten mit diesem Angebot an die Gossner Mission heran.

Unsere Freude war groß – und doch gab es auch Bedenken. Seit dem Regierungswechsel in Sambia 2011 scheint die neue Administration ge-

Hilfe für Naluyanda: Spendenprojekte transparent umgesetzt

Brunnen zur Schule

rade auf dem Gebiet der ländlichen Wasserversorgung endlich selbst Verantwortung übernehmen zu wollen. Es gibt ernstzunehmende Pläne, in unserem Projektgebiet neue Brunnen zu bohren, diesmal aus eigenen sambischen Mitteln. Da erschien es den Gossner-Verantwortlichen nicht klug, diese lang ersehnte Eigeninitiative des Staates dadurch zu schwächen, dass wir abermals selbst an der Stelle aktiv würden.

Dies unterbreiteten wir den Bottroper Frauen mit der Bitte, das Geld einem anderen Zweck, aber im selben Gebiet, zugute kommen zu lassen. Seit längerem baut die Gossner Mission an vier Vorschulen in Naluyanda, von de-

bei zu überwinden: Nach sambischen Vorschriften gehört zu jeder Schule ein Lehrerhaus. Die Unterkunft für die Lehrer ist Teil des Gehaltes und muss somit vom Staat gestellt werden. Da nicht alle vier Schulen über solche Lehrerhäuser verfügen, wollen wir diese nun also noch „liefern“ bzw. vorhandene Gebäude so in Stand setzen, dass sie für die Lehrer – die zumeist Lehrerinnen sind – bewohnbar sind.

Könnte das nicht ein gutes Alternativ-Projekt für die Bottroper sein? Nach einigen Beratungen kam schließlich von dort im Mai die Nachricht: „Wir stimmen Ihnen absolut zu, die Eigenverantwortung der Regierung in Sam-

bia für weitere Brunnenbohrungen einzufordern. Alternativ zum Brunnenbau haben wir uns jetzt für das von Ihnen favorisierte Projekt ‚Lehrerhäuser für die Schulen in Naluyanda‘ entschieden.“

Ein ganz großer Dank geht nach Bottrop: vor allem natürlich für die großartige Unterstützung, aber auch für die bewiesene Flexibilität. Manch-

mal ändern sich die Bedingungen vor Ort, und da ist es gut, wenn die Gossner Mission nachsteuern und im Notfall die Spende auch umwidmen darf.

„Wasser ist Leben.“ Aber Bildung eben auch. Und noch vieles mehr. ■



nen drei dank der Hilfe vieler Spenderrinnen und Spender mittlerweile komplett fertig gestellt sind. Sie sollen im Laufe dieses Jahres als Grundschulen in Regierungsverantwortung übergeben werden. Ein Problem gilt es da-



Autor **Volker Waffenschmidt** ist Mitarbeiter im Sambiareferat der Gossner Mission.



— KIRCHENTAG

Gute Laune in Ostfriesland

Kirchentag – das heißt ins Gespräch kommen, einander begegnen, alte Kontakte auffrischen, neue knüpfen. Das war beim Ostfriesischen Kirchentag in Aurich nicht anders. Am Gossner-Stand fanden sich viele Interessierte ein – viele junge, die am Glücksrad drehen und Fragen beantworten wollten, und viele andere, die sich für die Informationen, die Fotos, die Gesprächspartner am Stand interessierten. Aus Berlin waren **Helga Ottow**, **Dorothea Friederici** und **Uwe Zimmermann** angereist, und zahlreiche Freunde vom Ostfriesischen Freundeskreis der Gossner Mission standen ebenso Rede und Antwort. Anziehungspunkt waren natürlich auch die drei Podiumsreden mit unserem nepalischen Gast **Pastor Dambar Adhikari** und das Preisausschreiben, bei dem es u.a. eine Reise nach Berlin zu gewinnen gab, gesponsert vom Hotel Bonhoeffer-Haus.

Gewonnen haben: Marlene Seemann (Berlin-Reise), Monika Groenewold (Tischdecke aus Indien), Johanna Hangen, Elke Akkermann und Anke Zimmer (handgefertigter Schmuck aus Nepal) sowie weitere Teilnehmer eine Olivenholzüberraschung aus dem Heiligen Land. Die Gewinner wurden bereits benachrichtigt. Herzlichen Glückwunsch!

Zu den Fotos: 1) Gute Laune am Glücksrad. 2) Landessuperintendent Dr. Detlef Klahr schaut am Gossner-Stand vorbei. 3) Völkerverständigung: Drei Ugander und ein Nepali im Gespräch. 4) Ostfriesen unter sich: Helga Janßen und Michael Schaper vom Freundeskreis Ostfriesland. (Fotos: Gerd Herzog und Uwe Zimmermann)



Weitere Fotos und Eindrücke:
www.okt2012.wordpress.com

— JUBILÄUM

Bethlehemskirche als Skulptur und Briefmarke

In der Berliner Bethlehems-
kirche wurden vor 175 Jahren
die ersten zwölf Missionare
der Gossner Mission nach Aus-
tralien entsendet. Im Zweiten
Weltkrieg wurde die Kirche
zerstört; heute erinnert nur
noch der Umriss im Pflaster
belag an sie. In unserer letzten Ausgabe erinnerten wir aus
Anlass des Jubiläums an die Geschichte der Kirche; darauf-
hin sandte uns **Leser Robert Koll aus Potsdam** eine
Briefmarke aus dem Jahr 1963 zu, die die Kirche in der Zeit
um 1780 zeigt. „Seit 1931 bin ich der Gossner Mission
verbunden; wir lasen in der Schule die Gossner-Zeitschrift
„Die Biene auf dem Missionsfelde“ und sammelten Geld für
die Mission“, schreibt Robert Koll. Herzlichen Dank für Brief
und Briefmarke!



Auf dem Bethlehemkirchplatz war übrigens in den Som-
merwochen eine Aufsehen erregende, 30 Meter hohe Re-
konstruktion aus Stahl zu sehen – ein Werk des spanischen
Konzeptkünstlers **Juan Garaizabal**. Zur Einweihung fand
eine Andacht mit **Pröpstin Friederike von Kirchbach** und
Gossner-Direktor **Dr. Ulrich Schöntube** statt.

— GESCHENK-IDEE

Kalender 2013 kommt verspielt daher



Was spielen Kinder in Indien,
Ghana oder Tansania? Dieser
Frage geht der **Kalender 2013**
der Evangelischen Missions-
werke nach; und natürlich gibt
er auch Antworten: Cricket,
Fußball, Seilhüpfen. **SPIELEN –
PLAY – JOUER**: So lautet der Ti-
tel des Kalenders im Format 32 x

48 cm. 13 schöne Fotos aus fünf Kontinenten, versehen mit
dreisprachigen Bibelversen – und zum Preis von nur 5 Euro:
Wäre das nicht ein schönes Geschenk für Freunde, Kollegen
und Mitarbeitende?? Der Erlös kommt der Arbeit der Goss-
ner Mission zugute. Und Weihnachten ist nicht mehr fern!

i Zu bestellen unter: info@gossner-mission.de oder
Tel. 030/24344 57 50 (Montag bis Freitag, 10 – 15 Uhr)

— VERSTORBEN

Gossner Mission trauert mit Familie Schottstädt

Auf Menschen zugehen: Das
war der Lebensinhalt von **Ruth
Schottstädt**, der Witwe Bruno
Schottstädt, des früheren Lei-
ters der Gossner Mission in der
DDR. Sie verstarb am 1. August
2012 **im Alter von 88 Jahren**.
25 Jahre Gossner Mission in der
DDR, „Offene Gemeinde Ber-
lin“ und andere Gruppen, dann
Ökumenisch-missionarisches
Zentrum Berlin, Auslandsrei-
sen in den frühen 80er Jahren...
Überall war Ruth Schottstädt
dabei – als Stütze ihres Man-
nes, als „mitarbeitende Ehe-
frau“ oder auch als angestellte
Sekretärin.

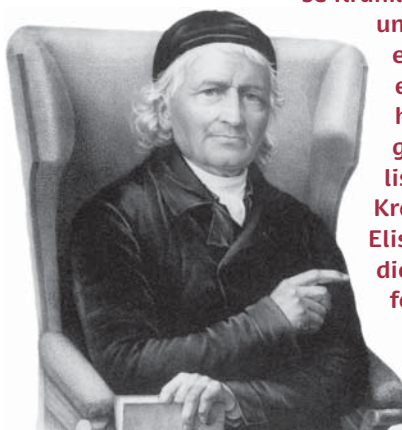
Als Pflegerin hatte Ruth
Schottstädt 1950 den nach
nachdreijähriger Kriegsge-
fangenschaft krank entlasse-
nen Bruno kennen gelernt. 1951
heirateten sie; drei Söhne und
zwei Töchter wurden ihnen ge-
schenkt. Nach Bruno Schott-
städt's Pensionierung gingen
sie 1994 nach Wethen (Hessen)
in die Kommunität und kamen
1998 zurück nach Berlin-Mar-
zahn: Ruth Schottstädt beglei-
tete ihren kranken Mann hierhin
zum Sterben und überlebte ihn
schließlich um zwölf Jahre. „Vie-
le Jahre musste ich warten, jetz
bin ich auf dem Weg zu ihm“,
heißt es in der Sterbeanzeige.

6000 Taler vom Königshaus

Von Goßner gegründet: Evangelische Elisabeth Klinik Berlin feiert Jubiläum

Text: ULRICH SCHÖNTUBE

Es beginnt mit einer Gruppe von Frauen und Männern, die mittello-se Kranke besuchen, sie pflegen und bekochen – und daraus entwickelt sich das erste evangelische Krankenhaus Berlins: Im Jahr 1837 gründet Johannes Evangelista Goßner das Elisabeth-Krankenhaus, das heute Elisabeth Klinik heißt und in diesem Jahr 175. Geburtstag feiert.



Johannes Evangelista Goßner gründete Krankenhaus und Missionswerk.

Ranchi, Januar 2012. Bei meinem Besuch in der Gossner Kirche in Indien wollen mich einige Ärzte sprechen. Sie bieten neuerdings Gesundheitsdienste in den ärmeren Stadtteilen Ranchis an. „Es ist ja ein besonderes Jahr für die Gossner Mission“, betonen die Ärzte. In der Tat: Auch in diesem Jahr wird Jubiläum gefeiert: Vor 175 Jahren gründete Johannes Evangelista Goßner das Elisabeth-Krankenhaus.

Berlin, März 2012. Gemeinsam mit Peter Zimmerling, einem Professor für Praktische Theologie, stehe ich vor der Erinnerungstafel der Evangelischen Elisabeth Klinik in der Berliner Lützowstraße. Es wird umfangreich gebaut. Von der alten Substanz ist kaum noch etwas da. Nur eine Glocke und eine Tafel erinnern an die Gründung des Krankenhauses durch Johannes Evangelista Goßner. Auf der Tafel ist dieselbe Bibelstelle wie an seinem Grab zu lesen: Hebräer 13,7.8. Der Professor schmunzelt. „Ich bin ja kein Zahlenmystiker, aber die Zahlen ...“

Tatsächlich – da steckt die Jahreszahl drin: 1837. Das war ein wichtiges Jahr für die Gossner Mission. In der Berliner Bethlehemskirchengemeinde sendet Johannes Evangelista Goßner die ersten Missionare aus – und er gründet das erste evangelische Krankenhaus der Stadt. 1837 – Hebräer 13,7.8: „Gedenkt an eure Lehrer ... Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“ Goßner meint: Christus gewinnt der Welt seine Gestalt durch Mission, durch Sendung in die Welt. Dabei unterscheidet er nicht – wie es eine Generation später durch Johann Hinrich Wichern geschieht – zwischen innerer und äußerer Mission. Sowohl in der Aussendung von Missionaren als auch in der Diakonie vor Ort nehmen wir an Christi Wirken teil. Insofern stimmen die Jahreszahl 1837 (mit der Gründung von Diakonie und Mission) und der Bibelvers sehr symbolisch zusammen.

Bethlehemskirche Berlin, Herbst 1833. Die Geschichte des Elisabeth-Krankenhauses beginnt mit Besuchsreisen der Gemeinde. In einem Besuchsverein für Männer und einem Besuchsverein für Frauen versammeln sich im Jahr 1833 mehr als einhundert Gemeindeglieder, die systematisch Kranke in der ganzen Stadt besuchen. Sie sollen Trost bringen, pflegen, Suppe ausschenken oder für frische Wäsche sorgen. Aus dem Krankenbesuchsverein für Frauen heraus entsteht der Wunsch: „Vorläufig eine Wohnung und sobald die Kräfte hinreichen ein Haus zu mieten, wo sie die Verlassendsten und Elendesten aufnehmen und durch Wärterinnen, die die Liebe und nicht der

Lohn treibt, pflegen lassen können.“ Besonders eine schlesische Adlige, Gräfin Reeden, spornt den Frauenkrankenverein durch ihre Gaben sehr an. So kann in der Hirschelstraße, der heutigen Stresemannstraße, eine Wohnung zur Krankenpflege gemietet werden. Auch ein Arzt, Dr. von Arnim, wird gewonnen, unentgeltlich nach den Kranken zu sehen. Im Laufe eines Jahres wird jedoch die Zahl der Kranken zu groß für die Wohnung. Auch will der Hauswirt nicht, dass so „viele Särge aus dem Haus getragen werden“ müssen, worüber sich andere Mieter bereits beschwert haben.

Berlin, Potsdamer Straße, 1837. Johannes Goßner wird ein Grundstück mit einem Haus vor der Stadt, vor dem Potsdamer Tor, angeboten. 22.000 Taler kosten Haus und Grundstück. Auch wenn das preußische Königshaus beim Kauf mit 6000 Talern hilft, ist es ein Wunder, dass bereits 1840 berichtet werden kann, alles sei schuldenfrei. Die Arbeit des Krankenhauses wird durch Spenden finanziert und auch durch Sachmittel wie beispielsweise Mobiliar. Nebenbei sei erwähnt, dass sich unter den Gaben auch der Schreibtisch des berühmten Berliner Philosophen Hegel befand ... Er steht heute als Leihgabe der Elisabeth Klinik in der Berliner Humboldt-Universität.

Goßner gewinnt junge Frauen, die den Dienst als Schwester versehen. Bis zu seinem Tode werden 160 Schwestern im Elisabeth-Krankenhaus ausgebildet. Zu seinen Lebzeiten werden sie großzügig an andere Institutionen abgegeben. So kommt es erst unter seinen Nachfolgern und vor allem durch das Wirken der Vorsteherin Gräfin Anna von Arnim sowie des Pastors Karl Kuhlo ab 1876 zur Bildung einer Schwesternschaft. Erst mit Pastor Karl Kuhlo (nebenbei sei bemerkt, er war der Neffe des Begründers der Posaunenbewegung, Johannes Kuhlo) wird das Amt des Krankenhauspfarrers von dem des Missionsinspektors getrennt. Denn auf der einen Seite hat sich durch Erweiterungsbauten des Elisabeth-Krankenhauses die Zahl der



INFO

Zweimal Elisabeth

Ein Jahr nach der Gründung trägt das Krankenhaus den Namen Elisabeth. Eine enge Beziehung besteht zur damaligen Kronprinzessin des Königreichs Preußen, Elisabeth Ludovika von Bayern, die später an der Seite Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron gelangt. Sie übernimmt 1846 das Protektorat über das Krankenhaus. Allerdings gestattet sie Pastor Kuhlo 1870, das Jahresfest der Elisabeth Klinik am 19. November zu begehen, dem Tag der Heiligen Elisabeth von Thüringen. So hat das Krankenhaus gewissermaßen zwei Patroninnen: eine weltliche und eine geistliche.

Betten dort verdoppelt. Auf der anderen Seite ist das Missionsfeld der Gossner Mission so gewachsen, dass beide Ämter schwer auf eine Person zu vereinen sind. Damit beginnt auseinander zu driften, was nach Johannes Evangelista Goßner idealerweise zusammengehörte. Aber jede Zeit muss gewiss ihre eigenen Antworten suchen, wie Christus in der Welt Gestalt gewinnt – vor Ort und weltweit. ■

1837 gegründet:
eine alte Aufnahme
der Evangelischen
Elisabeth Klinik.



Direktor **Dr. Ulrich Schöntube** hielt bei den Jubiläumsfeierlichkeiten der Klinik die Festansprache.

Mit dem Evangelium Menschenwürde vermittelt

Unter die Kannibalen auf Neuguinea gewagt:
Vor 150 Jahren starb Carl Wilhelm Ottow



Lesestoff:
- J.C.G. Ottow,
H. Ottow: Im Namen
Gottes betreten
wir dieses Land.
Carl Wilhelm Ottow
und seine Frau
Auguste unter den
Kannibalen auf Neu
Guinea. Münster
2004. ISBN: 3-8258-
7924-0

1862: Nur sieben Jahre nach seiner Ankunft auf Neuguinea stirbt Missionar Carl Wilhelm Ottow an Malaria. Und trotzdem: Bis heute werden Ottow und sein Gefährte Johann Gottlob Geißler auf der Insel Neuguinea hoch verehrt. In diesem Jahr wird des 150. Todestags des Missionars gedacht – mit Feierlichkeiten auf der fernen Insel und mit Feierlichkeiten in Deutschland.

für ihn unabdingbar dazu. So hat Goßner in Berlin Krankenpflegevereine, Kinderheime und das erste evangelische Krankenhaus der Stadt gegründet und mit der Ausbildung von Missionaren begonnen. Goßners Handwerker-Missionare brauchen kein langes Studium, sondern eine gediegene Bibelkenntnis und handwerkliche Fä-



Rückblick. Am 5. Februar 1855 gehen Carl Wilhelm Ottow und Johann Gottlob Geißler auf der Insel Mansinam an Land. Seine innige Frömmigkeit und sein soziales Engagement

Ottow und seine Frau Auguste. (Zeichnungen: Helga Ottow)

haben den Handwerker Ottow aus Deutschland nach Neuguinea gebracht. 1827 als Sohn eines Tuchmachers in Luckenwalde (Brandenburg) geboren, wird er von der Mutter streng religiös erzogen. Schon als junger Mann ist er im Krankenverein aktiv und betreut alte Menschen im Armenhaus. Tagsüber als Tuchweber tätig, arbeitet er in seiner Freizeit als Sozialarbeiter und Laienprediger.

Durch Vermittlung eines Pastors kommt der junge Ottow nach Berlin. Hier lernt er Pfarrer Johannes Evangelista Goßner kennen, der Handwerker zu Missionaren ausbildet. Goßners Ziel ist es, den Menschen das Wort Gottes zu verkünden; sozialer Dienst gehört

TERMINE

Ehrung für C. W. Ottow

Kirchengemeinde und Stadt Luckenwalde erinnern mit mehreren Veranstaltungen an das Wirken Carl Wilhelm Ottows. Auch die Gossner Mission ist beteiligt. Hier eine Terminauswahl:

19. September: Mission – ein Dauerauftrag an die Kirchen und die Christen. Vortrag von Bischof Dr. Markus Dröge, Berlin.

28. Oktober: Ökumenischer Gottesdienst mit Predigt des Gossner-Kurators Dr. Klaus Roeber.

10. November: Gedenkfeier: u. a. mit Vortrag Ottows: Leben und Wirken der Papua-Missionare Carl Wilhelm Ottow und seiner Frau Wilhelmine Auguste. Und Dr. Roeber: Die gesellschaftliche Wirklichkeit und der kirchliche Auftrag in West Papua.

11. November: Festgottesdienst mit Predigt Dr. Ulrich Schöntubes

Mehr: www.gossner-mission.de

INFO

Geteilte Insel

Die Insel Neuguinea ist heute geteilt: Die Westhälfte ist unter dem Namen West-Neuguinea oder West-Papua eine autonome Provinz Indonesiens. Die Osthälfte der Insel bildet als Papua-Neuguinea einen eigenen Staat. Die traditionellen, melanesischen Bewohner beider Teile bezeichnen sich als Papua. In West-Neuguinea leben 2,4 Millionen Menschen, die 269 Sprachen sprechen. (Mehr Infos: Folgende Seite)



higkeiten, mit denen sie in der Ferne ihren Lebensunterhalt bestreiten sollen.

Ottow ist begeistert, und nach umfangreichen Vorbereitungen landet er, später gefolgt von seiner Braut Auguste Letz, bei den Papuas auf Neuguinea. Damals gehört die Insel zu Niederländisch Ost-Indien.

Beide Neu-Ankömmlinge, Ottow und Geißler, verstehen Mission ganzheitlich als Predigt und Sozialarbeit, Schule und ländliche

Entwicklung, Wort und Tat zum Wohle der indigenen Bevölkerung. Sie kaufen verwaiste Sklavenkinder frei und nehmen sie in ihre Hausgemeinschaft auf, was vom niederländischen Missionsverein heftig kritisiert

wird. Sie legen Obst- und Hausgärten an; sie retten Schiffbrüchige; sie erforschen die fremde Sprache und übersetzen biblische Texte für die bis dahin schriftlosen Papuas; sie erstellen einen

nachhaltigen Entwicklungsplan für die Region.

Die Erfolge der Arbeit kann Ottow nicht mehr erleben. Im November 1862 wird er – wie so oft – von Fieberanfällen geschüttelt. Ausgezehrt und entkräftet erliegt er der Malaria. Zurück bleiben sein kleiner Sohn und seine Frau, die ihr zweites Kind erwartet. Sein Grab in Manokwari ist heute ein christlicher Wallfahrtsort; der 5. Februar, der Tag der Ankunft der beiden Missionare, ist Nationalfeiertag in West-Papua.

„Die Arbeit der beiden Gossner-Missionare hat den Grundstein gelegt für unsere heutige Kirche ‚Gereja Kristen Injili‘, in der evangelische Gemeinden verschiedener Bekenntnisse verbunden sind“, sagt Pastor Hengki Satia bei einem Besuch in Berlin. „Aus Deutschland kamen die ersten Missionare, Boten des Evangeliums, die uns Menschenwürde und Menschenrechte vermittelten. Das ist in unserer Heimat bis heute unvergessen.“ ■

Eine Szene, wie sie auch Ottow und Geißler schon hätten sehen können: Einheimische beim Fischfang.



Autorin **Helga Ottow** ist Witwe des Ottow-Nachfahrers Johannes C. G. Ottow.

Mit dem Tod bedroht

West-Papua heute: Menschenrechte verletzt, Regenwälder zerstört, mit HIV/Aids infiziert



INDONESIA

Vor 150 Jahren nahmen die Gossner-Missionare Ottow und Geißler den Kampf für die Menschenrechte und die Menschenwürde der Papuas auf Neuguinea auf. Internationaler Unterstützung bedürfen die Papuas auch heute: Ihr Land ist zerrissen, und die Menschen in West-Papua fühlen sich bedroht durch die Zerstörung ihres Lebensraumes, durch Diskriminierungen und Zwangsumsiedlungen. Wir sprachen mit Pfarrerin Emmy Sahertian über ein weiteres drängendes Problem: über die Ausbreitung von HIV/Aids.



Emmy Sahertian ist eine mutige Frau: Sie kämpft seit 20 Jahren für die Menschenrechte der Papuas. (Fotos: mission 21)

Emmy Sahertian (54) ist eine mutige und starke Frau. Seit 20 Jahren spricht die Pfarrerin und Seelsorgerin öffentlich über HIV und Aids. Daneben setzt sie sich für die Menschenrechte der Bevölkerung ein – und ist dafür schon mit dem Tod bedroht worden. Zudem kämpft sie gegen häusliche Gewalt an Frauen und Kindern sowie überhaupt für Gleichberechtigung.

Emmy Sahertian: Aids ist ein großes Problem in der Region! Wer HIV-positiv ist, wird gebrandmarkt und diskriminiert. Und die Ansteckungen nehmen stetig zu.

? Verlässlichen Quellen zufolge leben in West-Neuguinea (=West-Papua, eine Provinz Indonesiens) die meisten Menschen mit dem HIV-Virus: rund 50 Prozent aller registrierten Fälle in Indonesien, obwohl dort nur 1 Prozent der Einwohner lebt. Im Jahr 2011 ist die

Anzahl angesteckter Menschen gar um 30 Prozent gestiegen. Warum?

Emmy Sahertian: In erster Linie wegen des Menschenhandels und weil sich die einheimischen Frauen illegal prostituieren – im Umfeld der großen Konzerne, die hier Mineralien abbauen, Öl gewinnen und die Regenwälder fällen. Die Hauptgründe für die rasante Verbreitung von HIV/Aids in Papua sind Armut und mangelnde Bildung. Es fehlt hier an allem, auch an Information.

? Wie sieht Ihre Aidsarbeit mit den Kirchen konkret aus?

Emmy Sahertian: Ich arbeite vor allem mit Pfarrern und Kirchenleitern zusammen; oft sind es ehemalige Kollegen vom Theologischen Seminar, die zum Teil schon ganz lange auf der Kanzel stehen. Zuerst muss ich sie für das Thema überhaupt interessieren; das ist sehr schwierig. Sie sagen, Aids sei der Fluch Gottes. Wer Aids hat, wird verteuelt. Den Gebrauch von Kondomen lehnen sie in der Regel ab. Das macht mich traurig. Frauen, die sich beim käuflichen Sex anstecken, werden für ihren sündhaften Lebenswandel abgeurteilt – die indonesische Gesellschaft und Kirche ist sehr patriarchalisch. Obwohl es inzwischen viele Pfarrerinnen gibt, sind es immer noch überwiegend Männer, die die wichtigen Entscheidungen treffen.



ihn von den Molukken nach West-Timor geschickt. Zu Beginn kritisierte mich meine Familie hart. Manche reagierten gar feindselig. Mein Wirkungsort sei die Kanzel, hieß es. Ich sei eine Rabenmutter, die immer im Flugzeug sitze. Ich antwortete ihnen: Ich bin eine Pfarrerin in Christus. Meine Aufgabe ist es, den Bedürftigen die Liebe Gottes zu geben. Nun, sie haben dazu gelernt und akzeptieren meine Arbeit.

? Was hat eigentlich ursprünglich zu Ihrem Engagement gegen HIV/Aids geführt?

Emmy Sahertian: Ich arbeitete in den 1990er Jahren als Seelsorgerin in einem christlichen Spital in Jakarta und lernte dort, Aidspatienten zu pflegen. Aidskranke Menschen sind meine Freunde. Ich behandle sie wie eine Schwester und sie nennen mich „Mutter“. Oft versuche ich, als Pfarrerin zwischen Patient, Patientin und Familie zu vermitteln; das ist sehr schwierig. Es ist wichtig, dass wir das Aids-Thema gemeinsam angehen! ■

? Wie kommen Sie gegen das Patriarchat an?

Emmy Sahertian: Ich versuche in Workshops, sie für das Tabu-Thema empfänglich zu machen. Ich appelliere an ihre Gefühle und benutze dazu manchmal auch eine drastische Sprache. Ich sage: Wenn ihr nicht mitmacht, wird Gott euch bestrafen. Wenn ihr euch verschließt, tötet ihr Menschenleben. Ich bringe Einzelfallbeispiele aus der Opferperspektive.

? Sie haben einen erwachsenen Sohn. Haben Sie mit ihm über HIV/Aids gesprochen?

Emmy Sahertian: Ja, natürlich! Ich machte mir große Sorgen, als er ein Teenager war. Denn in Jakarta, wo wir leben, ist die Drogenrate sehr hoch. Wir haben auch über sexuell übertragbare Krankheiten geredet. Manchmal kommen seine Freunde zu mir für eine informelle Aidsberatung. Ich kläre sie zu diesem Thema auf, auch via Facebook, oder halte auf Einladung Vorträge – ich bin ständig auf Mission. (lacht)

? Sie arbeiten seit 20 Jahren zum Aids-Thema. Wie haben Ihre Verwandten darauf reagiert?

Emmy Sahertian: Ich komme aus einer sehr traditionellen Familie. Mein Großvater war Pfarrer, die Holländer haben

HINTERGRUND

Papuas Blutzoll

Indonesien hat sich West-Papua, den westlichen Teil der Insel Neu Guinea, 1963 entgegen des Völkerrechts angeeignet und einen grausamen Völkermord an der melanesischen Urbevölkerung begangen, die bis heute diskriminiert wird. Vorwiegend ausländische und indonesische Firmen beuten die zahlreichen Rohstoffe Papuas unter Zutun des Militärs aus. Korruption und die Bezahlung von Schmiergeldern sind weit verbreitet. Um neue Rohstoffgebiete zu erschließen, werden ganze Dorfgemeinschaften von ihrem angestammten Land vertrieben.

i

Dieser Beitrag erschien zuerst in: „Eine Welt. Magazin aus Mission und Ökumene“ unseres Dachverbands.



Aufgezeichnet wurde das Gespräch von **Anna Wegelin**, Medienbeauftragte von „mission 21“ in Basel.

HERZLICHEN



Ursula Hecker:

Aus Liebe zu Indien

Ihre Leidenschaft ist Indien und seit einigen Jahren auch Myanmar; ihre Liebe gilt den Adivasi und der Gossner Kirche: **Ursula Hecker**, die sich mit Ehemann Dieter erstmals von 1971 bis 1976 zu einer Lehrtätigkeit in Ranchi aufhielt, verbindet eine jahrzehntelange Geschichte mit der Gossner Mission und der Gossner Kirche. Als Indienreferentin 1984 bis 1990 warb Ursula Hecker immer und überall um Verständnis für die Belange der Partnerkirche; gern reiste sie zu Gemeindeabenden, Vorträgen und Besuchsdiensten. Im Ruhestand ging das Ehepaar erneut ans Theologische College in Ranchi. Ursula Hecker tauchte dabei ganz in das Denken und die Frömmigkeit der indischen Christen ein, was zahlreiche Reisegruppen, die die Gossner Kirche besuchten, beeindruckte und fesselte – und deren Begeisterung weckte. Mit vielen Kolleg/innen und Student/innen verbindet sie eine persönliche Freundschaft. Kurz vor der Rückkehr nach Deutschland 2007 erhielten beide Heckers als Anerkennung für ihre Verdienste die Ehrendoktorwürde. In Berlin führen Heckers auch heute noch ein „offenes Haus“ und beherbergen immer wieder ökumenische Gäste der Gossner Mission. Die Gossner Mission gratuliert zum **70. Geburtstag!**

Sonja Böttcher:

Ärztin mit Leidenschaft

Ihren **75. Geburtstag** beging am 26. Juli **Dr. Sonja Böttcher**, Ärztin aus Hinte (Ostfriesland), die bereits mehrfach Kurzeinsätze für die Gossner Mission in Indien getätigt hat. Kennen gelernt hat sie die Gossner Mission zufällig beim Ostfriesischen Kirchentag 2004 in Emden: Nach einem Gespräch mit Bischof Nelson Lakra stand ihr Wunsch fest: Nach früheren Engagements für „Ärzte für die Dritte Welt“ in Kenia, Indien und Guinea wollte sie nun für die Gossner Mission nach Assam gehen. Gesagt, getan. Und aus diesem ersten Einsatz wurden weitere – und es entstand eine enge Verbindung zur Gossner Kirche und zur Gossner Mission. Heute ist Dr. Sonja Böttcher im Freundeskreis Ostfriesland aktiv und ist gerne Gastgeberin, wann immer Gäste aus Indien und Nepal (und aus Berlin) Ostfriesland besuchen. Danke!



Foto: Jutta Klimmt

Hans Grothaus:

Seit Kindertagen der Gossner Mission verbunden

Seit Kindertagen ist er den Menschen der Gossner Kirche verbunden, und diese Verbindung hat bis heute Bestand: Professor Dr. **Hans Grothaus** aus Flensburg beging am 12. Juli seinen **85. Geburtstag**, und die Gossner Mission gratuliert von Herzen. Der Theologe Grothaus, dessen Vater sich im Minden-Ravensberger Land (Westfalen) für die Gossner Mission engagiert hatte, lebt seit 1969 in Flensburg. Ökumenisch-missionarische Fragen begleiteten ihn sein Leben lang – nicht nur beruflich, sondern darüber hinaus. So betreute er zahlreiche ausländische Studenten, von denen viele aus Indien und Nepal kamen. Nicht selten entstanden enge Freundesbande, denn Familie Grothaus kümmerte sich liebevoll um die jungen Menschen, die aus der Ferne nach



Deutschland gekommen waren. Prof. Grothaus gehörte viele Jahre dem Gossner-Kuratorium an, war dessen Vorsitzender und ist heute Ehren-Kurator.

GLÜCKWUNSCH

Oda-Gebbine Holze-Stäblein: Voller Begeisterung

Als Regionalbischöfin des Sprengels Ostfriesland erhielt **Oda-Gebbine Holze-Stäblein** 2001 qua Amt einen Sitz im Kuratorium der Gossner Mission. Als sie dann 2007 in Ruhestand ging und den Platz an ihren Nachfolger Dr. Detlef Klahr übergeben musste, da war die Gossner-Begeisterung schon so übergeschwappt, dass sie nun „privat“ fürs Kuratorium kandidierte. Heute vertritt die Hannoveranerin, die bundesweite Bekanntheit durch ihr „Wort zum Sonntag“ in der ARD errang, die Belange der Gossner Mission nicht nur in deren Kuratorium und Vorstand, sondern wirbt in Kirchengemeinden und auf Kirchentagen begeistert und begeisternd für das Werk. Am 2. Juli feierte sie ihren **70. Geburtstag** – und die Gossner Mission wünscht alles Gute.



Foto: Gerd Herzog

Elisabeth Kraft:

Mit dem Herzen in Sambia

Angefangen hat alles in Lusaka: Von 2001 bis Ende 2003 war **Elisabeth Kraft** mit Ehemann Reinhard für die Gossner Mission in Sambia: als so genannte „Liaison Officer“, die sich um die Gossner-Projekte und ums Gästehaus im Stadtteil Ibex Hill kümmerten. Seitdem fühlt sich das Ehepaar, das damals im „Seniorenmodell“ ausreiste, dem Land und der Gossner-Arbeit eng verbunden. Gern hält die pensionierte Lehrerin Vorträge in Gemeinden und Schulen, und gern nimmt sie Gäste auf, wenn Besuch aus Sambia ansteht. Mehrere Sambia-Spendenaktionen hat Elisabeth Kraft mit ihrem Mann schon vorangetrieben. Zurzeit unterstützt sie voller Begeisterung die Restaurierung von biblischen Wandbildern in einer kirchlichen Schule in Choma. Am 21. Juli hat Elisabeth Kraft ihren **75. Geburtstag** gefeiert. Herzlichen Glückwunsch.



IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint viermal pro Jahr. Auflage: 6800 Exemplare.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 14.07.2012

Redaktion:
Jutta Klimmt
Layout: Jutta Klimmt,
Henrik Weinhold
Satz:
Henrik Weinhold
www.webundprint.com

Druck:
Bonifatius-Druckerei
33042 Paderborn
Herausgeber:
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin
Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50
Fax: (0 30) 2 43 44 57 52
e-mail:
mail@gossner-mission.de
Internet:
www.gossner-mission.de

Bankverbindung:
EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Titelfoto: Martha-Kindergarten in Ranchi wartet auf jungen Freiwilligen. (s. Seite 6).
Foto: Bastian Keller



MIX

Papier aus verantwortungsvollen Quellen

FSC® C011558

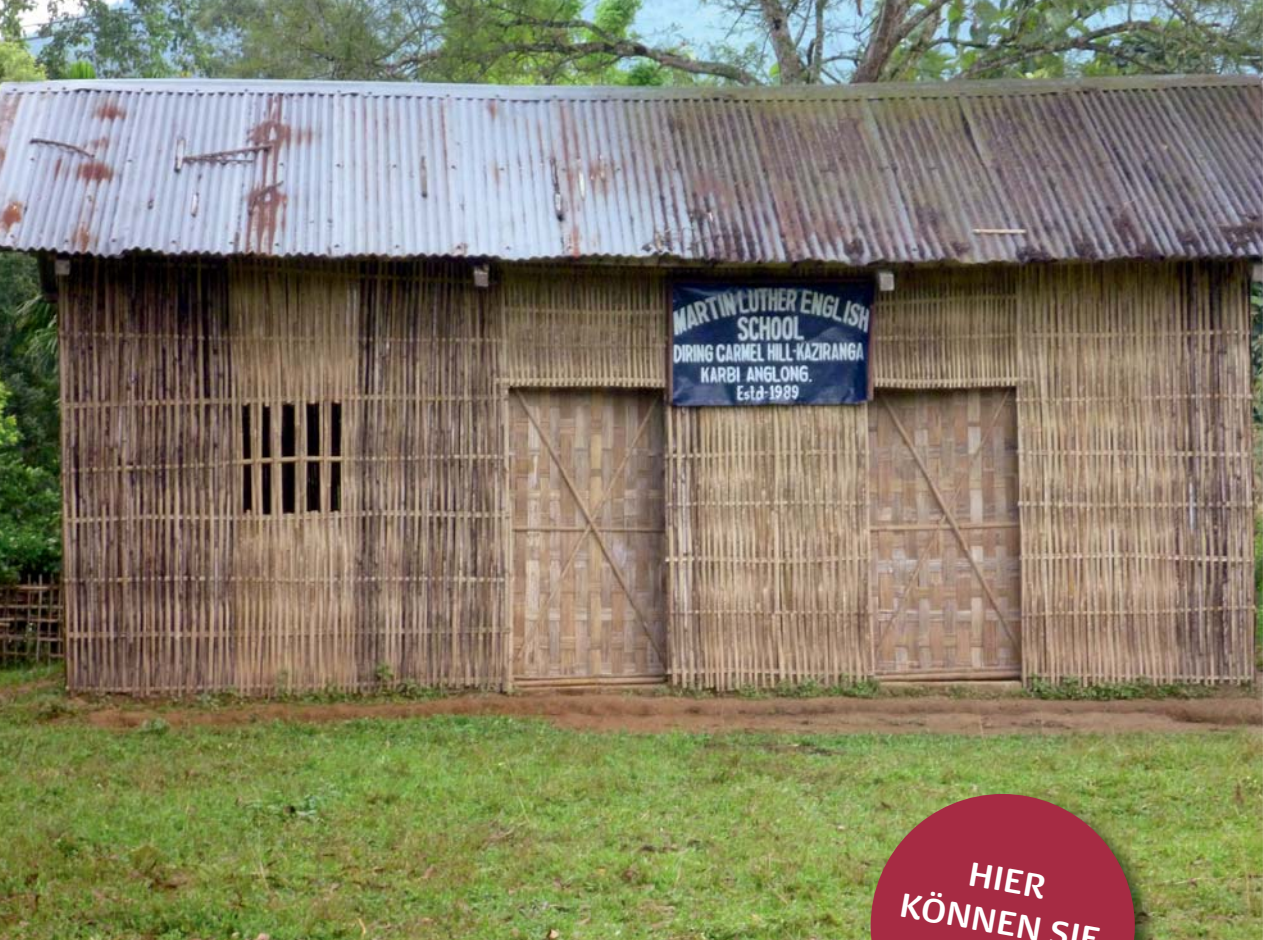


Foto: Ulrich Schöntube



Lernen für die Zukunft – in den fernen Bergen Assams

Abgelegen liegt das Dorf Diring in den Bergen Assams. Kein Strom, keine Straßen, kein Wassersystem. Aber eine Schule gibt es – wenn bislang auch nur klein und wackelig, von zartem Bambusgeflecht umgeben. Pfarrer Terang hat eine Idee: Die Schule soll zum Zentrum des Dorfes werden. Ein Team aus Jugendlichen und jungen Müttern wird gegründet. Sie wachen darüber, dass die Kinder zur Schule gehen und nicht daheim das Vieh hüten – wie so oft in den ländlichen Regionen Indiens. Die Kinder lernen lesen, schreiben – und bald auch English für ihre Zukunft. Nun steigen die Schülerzahlen. Doch die meisten Familien können nichts zahlen. Es geht irgendwie, aber Lehrmaterialien fehlen, der Raum ist zu klein, zusätzliche Lehrkräfte sollen angestellt werden ...

Wie weiter? Eine neues, festes Schulgebäude soll gebaut werden; die Finanzierung ist zugesagt. Aber was ist mit den weiteren Kosten, mit

Schulbänken, Tafeln, Lehrmaterial? Pfarrer Terang schreibt: „Mit 5000 Euro wäre uns geholfen. Damit könnten wir die neue Schule einrichten.“

Das kriegen wir hin, liebe Grossner-Freunde, oder?! Helfen Sie bitte mit, dass die Martin-Luther-Schule in Diring wachsen kann. Kinder brauchen Zukunft. Auch in den fernen Bergen Assams.

Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37
Konto 139 300

Kennwort: Assam – Schule

